

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 8 (1956)
Heft: 22

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Für Sie gehört

Das Radio hinter den Geheimnissen der Milchstraße

LK. In einer Anzahl von Städten des Westens sind neuestens mächtige Radio-Teleskope gebaut worden, das letzte in Bonn. Sie sehen aus wie überdimensionierte Radartürme und dienen als Riesenempfänger für Wellen, welche die Erde aus dem Weltenraum erreichen, aus Orten, die weit hinter unserm Sonnensystem liegen. Der englische Rundspruch redete letztthin geradezu von einer Mode in Radio-Telesko-



Ein kleines Radio-Teleskop auf dem Dach des Marine-Laboratoriums in Washington. Bedeutend größere Modelle werden heute überall errichtet gebaut.

pen und behauptete, daß die Russen durch eine ostdeutsche Firma besonders große Anlagen bauen ließen.

Was hat es mit diesen Riesen-Rädern, die wie Pilze, aber mit umgekehrtem Kopf, aussehen, für eine Bewandnis? Die großen unter Ihnen arbeiten mit einer Wellenlänge von 21 cm, d. h. jener Länge, auf der das Wasserstoffgas im Weltenraum Radiowellen aussendet. Es scheint, daß eine Art Rausch die Astronomen erfaßt hat, mit diesen 21 cm Wellen zu arbeiten. Das Prinzip, das jetzt nach 10 Jahren zur erfolgreichen technischen Auswertung gelangt, wurde 1943 1944 in den schweren Jahren der deutschen Besetzung in Holland von dem in Verstecken lebenden Astronomen des Observatoriums Leyden, Van de Hulst, entwickelt. Die Wissenschaftler lebten von Tulpenzwiebeln und rauchten Zigaretten aus Tabak, den sie von den deutschen Soldaten weggeworfenen Zigarettenresten entnahmen. Aber das vermochte ihren Forschungsfeier nicht zu dämpfen, im Gegenteil.

Van de Hulst errechnete, daß das Wasserstoffatom unter gewissen Umständen, die wir hier nicht erörtern können, Radiowellen auf einer Länge von 21 cm aussendet. Trotzdem dies bei jedem Atom nur etwa alle 11 Millionen Jahre vorkommt, sind die ungeheuren Gasnebel zwischen den Sternen so reich daran, daß mit den richtigen Anlagen ein Empfang möglich sein sollte. 1951 wurden die ersten praktischen Resultate gleichzeitig aus Holland, Amerika und Australien berichtet; die Gaswolken hatten sich aus ungeheuren Entfernung auf der Erde gemeldet.

Der Astronomen bemächtigte sich eine große Aufregung. Die gesamte bisherige Himmelsbeobachtung war revolutioniert. Plötzlich bestand die Möglichkeit, den Bau der Milchstraße festzustellen. Obwohl wir über Fernrohre mit sehr starken Vergrößerungen verfügen, war es diesen bis jetzt doch nie gelungen, die Nebelwolken zu durchdringen, welche die Einzelheiten des Baus unserer Milchstraße verborgen, die die vielen Milliarden Sterne enthält, unter denen auch wir leben. Die relative Bewegung der Gas-Moleküle konnte jetzt festgestellt werden. Da die Radiowellen die Nebel ohne große Störungen passieren, vermochte man jetzt auch die wichtigen Teile der Milchstraße zu erkennen, welche den großen Fernrohren verborgen geblieben waren.

So ist die Unsicherheit über die Struktur unserer Milchstraße beseitigt worden. Man hatte schon lange als wahrscheinlich erkannt, daß die 10 Milliarden Sterne in Form einer flachen Scheibe verteilt wären. Deren Ausdehnung ist so ungeheuerlich, daß das Licht, das sich doch mit 300 000 km in der Sekunde ausbreitet, 100 000 Jahre brauchen würde, um von einem Rand der Scheibe quer zum anderen zu gelangen (Durchmesser). Durch die Radiowellen konnte bewiesen werden, daß unsere Milchstraße tatsächlich Spiralenform aufweist, die sich wie ein riesiger Oktopus um ein Zentrum windet, und wo unser Sonnensystem mit unserer braven Erde eine ganz nebenschäliche Stellung draußen in einem unserer Arme besitzt.

Aber noch mehr erkannte man. Bisher wurde vermutet, daß die verschiedenen Milchstraßen (es gibt noch andere als die unsrige, die bekanntesten im Sternbild der Andromeda) sich fortwährend voneinander entfernen, d. h., daß das Universum sich ständig ausdehnt. Vor einigen Monaten haben amerikanische Astronomen Radiowellen von zwei Milchstraßen empfangen, die miteinander kollidierten. Es geschah aber ungeheuer weit weg, und die Radiowellen haben 200 Millionen Jahre gebraucht, bis sie auf der Erde eintrafen. Aus ihrer Beschaffenheit konnte aber bewiesen werden, daß diese Milchstraßen sich mit einer Geschwindigkeit von 10 000 Meilen in der Sekunde von uns entfernen. Jede Minute nimmt also die Distanz zu uns 500 000 Meilen zu.

Bis jetzt sind etwa 3000 himmlische «Radiosender», deren Wellen regelmäßig bei uns eintreffen, meist im Fernsehband, festgestellt worden. Das seltsame daran ist, daß die wenigsten mit etwas identifiziert werden konnten, was gleichzeitig auch durch das Fernrohr sichtbar ist. Man vermutet, daß es sich um Ausstrahlungen von Milchstraßen handelt, die so ungeheuer weit entfernt sind, daß sie auch mit den allerstärksten Fernrohren nicht wahrgenommen werden können. Wenn das aber wahr sein sollte, dann können wir die Situation des Universums studieren, in der es sich vielleicht vor 1 oder 2 Milliarden Jahren befand. Denn solange müßten die Radiowellen aus solchen Entfernung unterwegs gewesen sein. An den Wasserstoff-Wellen kann nämlich die Distanz ersehen werden, die sie zurückgelegt haben. Im englischen Rundspruch meinte Lovell, daß es vielleicht möglich werden wird, Radiowellen zu empfangen, die vor 7 Milliarden Jahren ausgestrahlt wurden, d. h. zu jener Zeit, als unsere Erde entstand. Man versteht, wieso sich die «Mode der Radio-Teleskope» in der Welt so rasch verbreitet hat.

Was sie sagen

Die Afrikaner und der Kommunismus

EA. Berlin ist zwar keine Provinzstadt, aber auch keine Weltstadt mehr. Seine einstige Führerschicht existiert als solche nicht mehr, obwohl im Einzelnen manches zurückgewonnen ist, für die Wissenschaft, besonders durch die 1948 mitten in der Blockade aus dem Nichts hervorgezauberten freien Universität, sowie in der Musik mit bedeutenden Veranstaltungen. Erhalten geblieben ist aber die Welt-Offenheit der Bevölkerung im Ganzen. Der kleine Mann auf der Straße ist es, der heute noch trägt und erhält, was Berlin vor der Welt zu Berlin gemacht hat, und nicht die parteipolitisch und administrativ verengten offiziellen Repräsentanten.

Nach Istanbul, Ithaca (USA), Dakar und Singapur hat nun der WAY, das World Assembly of Youth, die Weltjugendorganisation, Berlin zum Sitz seiner Ratsversammlung gewählt. Das Berliner Radio hatte denn auch nachträglich von diesem Entschluß der größten nichtkommunistischen Weltorganisation Kenntnis genommen, die auch einen großen Teil Farbiger zu Mitgliedern zählt. Kommunistische Anbiederungs- und Beeinflussungsversuche wurden in einer scharfen Erklärung zurückgewiesen.

Aber man erkannte auch, daß das nicht genügt. Das bloß-Antikommunistische würde vergebliche Liebesmühe sein, wenn es nicht von einer starken Einsicht voll innerer Hoffnung getragen wird. Man kann nicht nur vom Negativen leben. Vor allem für Zentral-Afrika wurde dies ganz deutlich. Man hatte — ausgerechnet in der alten preußischen Hauptstadt und der einstigen Hauptstadt des tausendjährigen Reiches — das Beratungsthema gewählt: «Nationalismus in der Nachkriegswelt.» Dieses sieht für Afrika und Asien sehr anders als für Europa aus. Referenten waren auch farbige Afrikaner, Dr. John Karefa Smart aus Sierra Leone, Inhaber verschiedener Ämter, u. a.

trotz seiner Jugend auch Vertreter der Weltgesundheitsorganisation für Zentral- und Westafrika. Zusammen mit seiner Frau Rena (deren flammender Appell an das Verantwortungsbewußtsein aller Christen auf der Weltkirchenkonferenz von Evanston in lebendiger Erinnerung steht, und die auf der Tutzinger Tagung des christlichen Studentenweltbundes zu einem der drei Vizepräsidenten gewählt wurde), hat er den Auftrag erhalten, ein Projekt zur Entwicklung der afrikanischen Dorfgemeinschaften zu entwickeln. Weiterer Referent war Robert Sardiner, der im Wohnungsbauministerium seines Heimatlandes an der Goldküste, die sich jetzt wieder Schana nennt, tätig ist.

Dr. Smart trat für die echte Demokratie ein — die vielleicht etwas anders aussehen werde als in Europa —, jedenfalls alle Völker als gleich wertvoll erachtet und gar nicht kommunistisch eingestellt ist. «Wer in seinem Volk die Ueberzeugung stärkt, es sei andern Völkern überlegen, der wird auf der Stelle zu einer Gefahr.» Darum ist er auch bereit, ein großes Stück der Souveränität seines Staates den gemeinsamen Interessen zu opfern. Koexistenz genüge nicht, fand er. Es müssen zwischen den Nationen ein Bewußtsein wirklicher Aufgeschlossenheit, «Interdependenz» entstehen, sie müßten fühlen, daß der eine ohne den andern nicht leben könnte.

Mr. Sardiner seinerseits erklärte, die unterentwickelten Völker hätten nichts so nötig wie Kapital, und sie hätten ein Recht darauf, es vom Westen zu erhalten, da sie zur Entstehung der westlichen Kapitalien beigetragen hätten. Kommunismus käme für sie schon aus diesem materiellen Grunde nie in Frage. Er war auch bereit, alle Verträge dieser Art einer internationalen Instanz zur Kontrolle zu unterbreiten und sich deren Entscheidungen zu unterwerfen.

Mit ruhiger Zuversicht geht diese ungemein aktive farbige Führerschicht Afrikas der Zukunft entgegen. Es wäre nötig, daß sie bei uns im Radio und Fernsehen viel mehr zu Worte käme. Verantwortlichkeit und Verpflichtung sind für sie keine leeren Worte, sie haben noch ein gläubiges Ethos und bilden einen der stärksten Aktivposten des Westens im Kampf gegen den Kommunismus. Zu einer brüderlichen Gemeinschaft mit Europa sind sie durchaus bereit. Der Westen sollte nicht angstvoll auf den Kommunismus starren, sondern diese ausgestreckte Hand und mit ihr seine Chance ergreifen.

Von Frau zu Frau

Vom Sinn des Lebens

EB Fürwahr ein gewichtiges Thema! Der «Kurier der Jungen» legte es einer Sendung zu Grunde. Die Jungen sprachen über jene Kameraden — auch über sich selbst, denen «alles verleidet ist», denen — verzeihen Sie, ich zitiere — es «stinkt». Sie versuchten zu analysieren, warum ihnen alles verleidet sei und was man dagegen tun könnte.

Warum? Viele Gründe und keine. Die Arbeit ist unbefriedigend, das Mädchen will nichts mehr von uns wissen, menschliche Not hat überwältigt — oder auch: es ist gar nichts geschehen, überhaupt nichts, man hat alles, man erhält alles, man hat sich nicht zu beklagen, man hat es ganz einfach satt. Er, das Leben. Aufstehen, arbeiten, essen arbeiten, essen, ins Bett gehen. Und wieder von vorne. Dazwischen ein paar Vergnügen, die auch nichts zurücklassen. Eine große Leere.

Und was man dagegen tun könne. Auch hier Konkretes und Verschwimmendes, und das Konkrete vermag den Deprimierten nicht in seiner grauen Watte zu erreichen. Liebhabereien, wozu? Genau so nutzlos wie die Arbeit, wie das Aufstehen und das Essen. Wen kümmert es schon, ob ich ein laienhaftes Bildlein male oder irgend etwas schlecht und recht schnitzte? Zu Freunden gehem? Wie soll ich denn in meiner mutlosen Versponnenheit überhaupt den Weg dahin finden? Was sollen sie mit einem vor sich hinbrütenden Gesellen tun? Ratsschläge der Eltern? Was nützen sie mir?

Und dann kam immer wieder die Frage nach dem Sinn allen Tuns, nach dem Sinn des Lebens. Beinahe zögernd und tastend schaffte es sich Bahn: Das Leben hat einen Sinn. Wir wissen nicht, welchen Sinn, aber wir wissen und glauben, daß es einen Sinn hat. Wir wissen und glauben, daß wir eine Aufgabe haben, die wir zu erfüllen haben. Wir dürfen uns nicht versinken lassen in der Lethargie. Wir teilen unsern Tag ein, wir zwingen uns, etwas von uns zu verlangen, jede Stunde des Tages. Das, was wir zu tun haben, gut zu tun, das hebt heraus, am ehesten.

Am ehesten. Es war sehr, sehr schön, daß die Jungen nicht glaubten, damit oder mit irgend einem andern ihre Vorschläge ein Generalrezept gefunden zu haben. Sie ließen der Vielfalt ihr Recht und sie wußten — oder ahnten — daß die Ausdrucksmöglichkeiten des Menschen eine schillernde Vielfalt sind, die sich nicht auf einen Nenner bringen lassen.

Und wir, wir Älteren, wir Frauen? Fragen wir noch nach dem Sinn des Lebens? Nach dem Sinn unseres Lebens? Oder essen, schlafen und arbeiten wir jeden Tag, sinnlos? Und sind wir so ehrlich wie jener junge Mann, der sich nicht scheute, am Radio zu gestehen, daß ihm die Entwicklung der Technik und der Chemie — bis hinauf zu Elektronen und Wasserstoffbomben — angst mache, daß er sich aber verbiete, daran zu denken? Sind wir mutiger als er?

Kaum. Wir haben es gehört: wir können den Jungen nicht helfen in Zeiten der inneren Not, oder wir können es auf jedem Fall nur beschränkt. Sie sagen es uns, daß sie selbst durch diese Dunkelheiten hindurch müssen. Und doch — sicher werden sie es spüren, wenn sie eine

Mutter haben, die einen Sinn gefunden hat. Sie wird anders sein, wenn sie weiß, warum sie lebt. Sie wird etwas ausstrahlen, das ohne Worte hilft, nicht sofort vielleicht. Aber das Etwas ist da, es umgibt den Trostsuchenden, den Suchenden überhaupt. Er muß es spüren in der alltäglichen Umwelt; denn er wird ja sowieso romantische, abenteuerhafte Ausbruchgelüste haben. Er wird sowieso meinen, daß ein Sinn hinter dem Verkaufstisch oder im Labor oder im Hörsaal nicht zu finden sei, sondern nur dort, wo das Außerordentliche sei. Daß das Außerordentliche ein sinnvoll gelebtes alltägliches Leben sein könnte, das ist eine Entdeckung, die man nicht so leicht hin machen kann. Es ist aber eine der wunderbarsten Entdeckungen, die ein junger Mensch machen kann. Können wir ihm dazu verhelfen? Es wäre Zeit, daß auch wir uns wieder einmal um den Sinn unseres Lebens bemühten.

Die Stimme der Jungen

Spannung, Witz und Liebelei: Alfred Hitchcock

chb. Alfred Hitchcock, der bisher unerreichte Meister des psychologisch begründeten und durchdachten Kriminalfilms, ist einer jener wenigen Filmschaffenden, die zu Recht den Titel «Filmkünstler» tragen.

Seit mehr als dreißig Jahren erzählt er in bis heute über fünfzig Filmen dieselbe Geschichte vom Menschen, der mit dem Bösen in Konflikt gerät. Aber so oft sich in seinem Werk dieses Thema auch wiederholen mag, es trägt, von Hitchcocks eigenwilliger Gestaltungskraft in kunstvolle Form gefaßt, in jedem Film ein anderes Antlitz. Schon die in England hergestellten Stummfilme des noch nicht Dreißigjährigen weisen die Merkmale auf, welche bald so charakteristisch werden sollten, daß man für sie den Ausdruck «Hitch-Style» erfand. Das feinfühlige Empfinden für die Geheimnisse der menschlichen Seele, die sichere Hand im Schützen und Lösen des dramatischen Knotens und die Meisterschaft, mit welcher er seine Szenarios in die Sprache des Films umsetzt, sind wohl die wichtigsten Elemente seines Stils. Sie äußern sich in den wirklichkeitsgetreu gezeichneten Rollen der Darsteller, in der sprichwörtlich gewordenen, schier unerträglichen Spannung und in der die Handlung aufs wirksamste unterstreichenden Bildkomposition. Die Blickwinkel, aus welchen Hitchcock jeweilen sein Thema anpackt, sind voneinander grundverschieden; sie reichen vom nervenkitzelnden Thriller («Saboteur», 1942) über das atmosphärisch dichte, historische Gemälde («Jamaica Jun», 1939) und die gesellschaftskritische Studie («Under Capricorn», 1949) bis zum geistreichen Ulk mit dem Makaberen («The Trouble with Harry», 1955). Der Raum zwischen diesen Angelpunkten seines filmischen Welttheaters ist ausgefüllt mit einer Anzahl sich in den äußersten Bereichen menschlicher Geschicklichkeit abspielender Handlungen: Wie Menschen in einem Rettungsboot den Krieg erleben («Lifeboat», 1943) das in einem einzigen Raum spielende Kriminalstück («The Rope», 1948) oder der von einem an den Rollstuhl gebundenen Detektiven aufgeklärte Mord («Rear's Window», 1954).

Ständig ist Hitchcock auf der Suche nach Neuem unterwegs; nicht nur nach neuartigen literarischen Vorlagen, sondern auch nach Schauspielern für seine Filme. Er verlangt, daß jede Charakterrolle von dem in seinen Anlagen genau auf sie zutreffenden Darsteller verkörpert werden müsse. Manch berühmter Name zierte die Liste der seiner Regie tätig gewesenen Künstler: Anny Ondra, Peter Lorre, John Gielgud, Charles Laughton, Laurence Olivier, Albert Bassermann, Cary Grant, Joseph Cotten, Ingrid Bergmann, Gregory Peck, James Stewart, Marlene Dietrich, Grace Kelly u. a. m. In «The Trouble with Harry» hat Hitchcock mit Shirley MacLaine eine neue Schauspielerin auf die Leinwand gebracht, die sich gegenwärtig zwar noch mit dem auf bezeichnendem Niveau stehenden Komikerpaar Dean Martin und Jerry Lewis tummelt, deren Name später jedoch einen Klang besitzen wird, wie sie ihn mit ihrem nüancenreichen, von echter Seele durchwärmedem Spiel schon heute verdiente.

Der komplizierte technische Apparat des Films und sein mit der fortschreitenden Zeit sich wandelndes Instrumentarium hat Alfred Hitchcock nie Schwierigkeiten bereitet. Mit des Ruhe desjenigen, der zusammen mit dem Film aufwuchs, wechselte er 1929 vom Stumm- zum Tonfilm hinüber, verlegte er 1940 seine Tätigkeit von England nach Amerika, verwendete er 1949 in «The Rope» zum erstenmal Farben und machte er sich 1953 in «Dial M. for Murder» mit der Technik des Breitwandverfahrens vertraut.

Seit ungefähr einem Jahr läßt er einen Teil seiner Liebe zum Film auch dem Fernsehen zukommen. Jeden Sonntagabend erscheint er auf dem Bildschirm, um die Sendereihe «Alfred Hitchcock presents» einzuleiten, in welcher von typischen Hitchcock-Einfällen genäherte Kurzfilme mehr oder minder aufdringlich für irgendein Verkaufsobjekt werben. Manch einer unter seinen Anhängern mag enttäuscht sein zu hören, «Hitch» stelle seine Kunst den kommerziellen Interessen der Television zur Verfügung. Tatsächlich läßt sich dieser Schritt schwer erklären. Bestimmt hat nicht das Geld Hitch dazu verleitet, seinen in der Filmkunst erworbenen Namen leichterhand aufs Spiel zu setzen. Eher wird ihn die ihm angeborene spielerische Lust, auch diese technische Errungenschaft für sich zu entdecken und gefügig zu machen, dem Fernsehen zugeführt haben.

«Spielerisch», das ist überhaupt das Wort, welches Hitchcocks gesamtes Schaffen am besten charakterisiert. Er nimmt die Vorwürfe zu seinen Filmen nicht ernster als es unbedingt nötig ist und kehrt ebenso häufig den Schalk hervor, wie es ihm zur Gewohnheit geworden ist, in jedem Film selber einmal für kurze Sekunden aufzutauen. Daß er oft durchaus ernstgemeinte Ideen zum Tummelplatz seines makabren Spiels erwählt, und daß er gerade damit seine größten Erfolge erzielt, liegt am Geiste unserer Zeit. Dagegen ankämpfen zu wollen, wäre so schwierig wie einen geeigneten Ersatz dafür zu finden.